Richard Sennett beschreibt Respekt als soziales Instrument gegenseitiger Rücksichtnahme, das sich im Verhalten, in Ritualen und nicht zuletzt in Gesetzen manifestiert, und als »die Achtung der Bedürfnisse von Menschen, die einem nicht gleichgestellt sind«.[29] Jürgen Habermas beschreibt Respekt als Achtung abweichender Meinungen, die anderen Interessen entspringen.

Sennett formuliert drei Leitgedanken, wie man den Respekt anderer gewinnt: durch die Entwicklung der eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten; durch die Sorge um sich selbst; durch das Bestreben, den anderen etwas zurückzugeben. Oder prägnanter ausgedrückt: Mach etwas aus dir! Sorge für dich selbst! Hilf anderen! Eine solche Selbstverantwortung ist den als Kollektivwesen sozialisierten Muslimen verdächtig.

Sie stellen die Errungenschaften der europäischen Kultur nicht durch einen anderen Glauben oder besondere Formen der Spiritualität infrage, sondern durch ein anderes politisches und gesellschaftliches Ideal, durch ein differentes Welt- und Menschenbild, das nicht tolerant ist, sondern Toleranz einklagt, um sich selbst zu entfalten. Dort, wo es die Mehrheit hat oder Muslime bestimmend auftreten, können wir beobachten, wie Freiheiten Schritt um Schritt verschwinden.

Was ist Ehre?

Als Europäer erwirbt man sich Ehre durch Leistung – man hat vielleicht einen großartigen Roman geschrieben, eine physikalische Entdeckung gemacht, Zivilcourage gezeigt oder von Abschiebung bedrohten Flüchtlingen geholfen. Dann wird jemand hier »geehrt«, man hat Ehre erworben. In den archaisch-muslimischen Gesellschaften kann man sie höchstens verlieren. Denn sie ist ein Besitz der Familie, sie besteht, wie die Autorin Farideh Akashe-Böhme schrieb, »in dem Ansehen, das die Familie in der Öffentlichkeit genießt. Der Einzelne partizipiert an diesem Ansehen, insofern er Mitglied der Familie ist. Er muss sein Verhalten in der Öffentlichkeit so einrichten, dass er das Ansehen der Familie nicht beschädigt. Die Ehre ist deshalb ein Besitz, der stets gefährdet ist.«[30]

Der Kulturanthropologe Werner Schiffauer interpretiert »Ehre«

in den vom Islam und von dörflichen Strukturen geprägten Gesellschaften als die »Integrität, die Unantastbarkeit und Unbescholtenheit eines Haushaltes«. Wer ein Mitglied der Familie angreift oder eine der Frauen beleidigt, verletzt die »Ehre« der Familie. Sie wird aber auch verletzt, »wenn sich ein Familienmitglied ›unehrenhaft‹ verhält, d.h. als Mann in den Ruf eines ›Feiglings‹, als Frau in den Ruf einer ›Hure‹ gerät. In beiden Fällen sind alle anderen Familienmitglieder mit betroffen: Von ihnen wird verlangt, die ›befleckte‹ Familienehre zu ›reinigen‹.«[31]

Die muslimische Gesellschaft trennt die Gemeinschaft vertikal in Männer und Frauen. Männer, das ist die Öffentlichkeit, d.h. alles, was außerhalb des Hauses liegt. Die Frauen sind demgegenüber die Privatheit des Mannes. Er wacht über sein Haus und über seine Frauen. Die muslimische Gesellschaft ist patriarchalisch und patrilinear ausgerichtet. Somit gehören auch die Kinder ihm, und im Falle einer Verstoßung der Frau bleiben sie in seinem Haus. Ein Mann verliert seine Ehre erst dann, wenn er auf die Herausforderung eines Mannes nicht reagiert. Auf Beleidigungen oder üble Nachreden gegenüber den Frauen seiner Sippe, seiner Familie muss ein Mann reagieren und die »Ehre« aktiv verteidigen.

So hat sich – um die »Verletzung der Ehre« herum – eine Beleidigungskultur entwickelt. Ein fremder Mann überschreitet bei einer Beleidigung die Grenze zum Privaten des muslimischen Bruders, wenn er verbal die Frauen sexuell belästigt. Wenn er seinem Gegenüber beispielsweise sagt, dass er es dessen Mutter »besorgen« wird – *anani yaparim* –, müsste der Beleidigte, um ein Gleichgewicht herzustellen, seinem Gegner zur Antwort geben, dass er es dessen Frau ebenso »geben« wird – *avradini yaparim*.

Ein Vater verliert sein »Gesicht«, wenn er nach den Maßstäben seiner traditionellen Kultur nicht in der Lage ist, seine Töchter, sprich: seine »Ehre«, zu kontrollieren – zum Beispiel, wenn eine Frau aus dem Clan ausbricht, um ihren eigenen Weg zu gehen. Der Ungehorsam gegen den Mann oder den Vater kann als *fitna*, Unzucht, angesehen werden. Auch »Ehrenmord« wird damit begründet. Nach dem Koran soll die Frau, die »Unzucht« betrieben hat, im Haus eingesperrt werden, »bis der Tod sie abberuft oder Gott ihr einen Ausweg schafft« (Sure 4, Vers 15) – was nichts anderes ist

als eine Umschreibung für die Aufforderung zum Suizid. Nach den Maßstäben der Scharia muss eine solche Tat vergolten werden, weil sie im islamischen Sinne ein »Grenzvergehen« ist, ein Vergehen gegen Gott. Sie kann nicht, wie Mord und Totschlag, mit Wiedervergeltung – durch ein »Blutgeld« – wiedergutgemacht werden.

Ansehen durch Gastfreundschaft

Will das Familienoberhaupt Ansehen, Würde, Prestige – der türkische Begriff dafür lautet *seref* – in seiner muslimischen Gemeinde genießen, kann er das durch Großzügigkeit, Hilfsbereitschaft, Höflichkeit, Freundlichkeit gegenüber anderen erlangen. Eine übliche Form, zu Ansehen zu kommen, ist die Gastfreundschaft. Wer gern teilt, ist ein gutes Mitglied der muslimischen Gemeinschaft. Die Großzügigkeit zeigt sich in der Üppigkeit der Mahlzeiten, wenn Gäste zum Essen kommen, die Frauen gut kochen und der Hausherr das Essen seinen Gästen »würdevoll« präsentiert.

In einer traditionellen muslimischen Familie essen Männer und Frauen getrennt. Die Hausfrau bereitet die Speisen vor, und der Hausherr trägt sie ins Wohnzimmer, *selamlik* – Empfangsraum – genannt, während die Frauen und Töchter in der Küche essen, aber oft erst dann, wenn die Männer fertig sind und ihren Tee zum Abschluss des Essens bekommen haben. Auch in modernen Familien, wo beide Eltern mit den Gästen an einem Tisch sitzen, kommt es vor, dass die Töchter, die die Gäste bedienen, zum Essen in der Küche bleiben.

Sich gegenseitig einzuladen, basiert auf dem Gabentausch. Die Gäste stehen durch die Einladung und das Essen in der Schuld des Gastgebers. Sie werden durch eine Gegeneinladung, die möglichst ein wenig aufwendiger oder origineller ist, die Schuld zu tilgen suchen. Je nach Üppigkeit und Großzügigkeit der Speisen steigt das Ansehen des Vaters und derjenigen, die zu seinem Haushalt gehören.

Verlieren kann der Mann sein Ansehen bei anderen Männern nur, wenn er geizig ist oder seine Brüder betrügt. Seine »Ehre« verliert er, wenn seine Frau ihn verlässt oder er nicht auf seine Töchter aufpassen kann. Ist ein Familienoberhaupt aber ein Despot oder

ein schlechter Gastgeber, schmälert das nicht unbedingt sein Ansehen. Man bedauert die anderen Mitglieder der Familie zwar, nimmt ihr Schicksal aber als *kismet (Schicksal, Vorherbestimmung)* oder als Pech hin. Es ist sogar paradox: Erst mit dem Leiden und Ertragen der Macken des eigenen Mannes steigt das Ansehen einer Frau gegenüber anderen Frauen. Sie tauschen sich darüber aus, wie sie behandelt werden, und wer am meisten ertragen kann, gewinnt an Ansehen. Ein Ventil sind dann die Flüche und Verwünschungen, die sie gemeinsam gegen ihre Männer loslassen: »Allah möge ihm seine Augen verblenden, damit er mich anbetteln muss für ein Stück Brot«, oder, besonders häufig: »Ich überlasse ihn Allah, er wird wissen, warum er mich ihm gegeben hat, vor ihm soll er sich rechtfertigen, nicht vor mir.«

Es gilt nur das, was nach außen bekannt wird. Was der Patriarch innerhalb seines Hauses, seiner Familie macht, geht niemanden etwas an. Niemand wird sich einmischen, wenn er seine Frau oder Kinder schlägt. Sie haben keine Rechte, es gilt das Recht des Älteren, des Vaters. Die Familie ist ein Kollektiv, und in diesem Kollektiv ist der Älteste der Souverän oder Diktator. Er bestimmt die Regeln.

Das ist auch ein Grund, warum sich niemand in »fremde Angelegenheiten« einmischt. Es ist schwer vorstellbar, dass eine Familie eine andere muslimische Familie anzeigt, nicht einmal im Fall eines Missbrauchs. Auch darum gab es möglicherweise aus dem türkischen Umfeld des Anfang 2009 in Paderborn ermordeten Mädchens Kardelen keine Hinweise auf den Täter, obwohl es ein Nachbar war. Nicht weil man gegenüber den Deutschen nichts sagen wollte, sondern weil man sich nicht in die Angelegenheiten anderer einmischt.

Achtung und Liebe

Die Begriffe Achtung, *saygi,* und Liebe, *sevgi,* sind miteinander verbunden und bedingen sich gegenseitig. Den Älteren und Fremden gegenüber begegnet man mit Achtung, dafür wird man von Älteren »geliebt«, d.h. beschützt. Aber nicht aufgrund von Weisheit oder Güte erwirbt der Ältere Achtung, nicht weil man ihm mit Anstand und Höflichkeit begegnen will, sondern der Ältere hat, besonders

ein schlechter Gastgeber, schmälert das nicht unbedingt sein Ansehen. Man bedauert die anderen Mitglieder der Familie zwar, nimmt ihr Schicksal aber als *kismet (Schicksal, Vorherbestimmung)* oder als Pech hin. Es ist sogar paradox: Erst mit dem Leiden und Ertragen der Macken des eigenen Mannes steigt das Ansehen einer Frau gegenüber anderen Frauen. Sie tauschen sich darüber aus, wie sie behandelt werden, und wer am meisten ertragen kann, gewinnt an Ansehen. Ein Ventil sind dann die Flüche und Verwünschungen, die sie gemeinsam gegen ihre Männer loslassen: »Allah möge ihm seine Augen verblenden, damit er mich anbetteln muss für ein Stück Brot«, oder, besonders häufig: »Ich überlasse ihn Allah, er wird wissen, warum er mich ihm gegeben hat, vor ihm soll er sich rechtfertigen, nicht vor mir.«

Es gilt nur das, was nach außen bekannt wird. Was der Patriarch innerhalb seines Hauses, seiner Familie macht, geht niemanden etwas an. Niemand wird sich einmischen, wenn er seine Frau oder Kinder schlägt. Sie haben keine Rechte, es gilt das Recht des Älteren, des Vaters. Die Familie ist ein Kollektiv, und in diesem Kollektiv ist der Älteste der Souverän oder Diktator. Er bestimmt die Regeln.

Das ist auch ein Grund, warum sich niemand in »fremde Angelegenheiten« einmischt. Es ist schwer vorstellbar, dass eine Familie eine andere muslimische Familie anzeigt, nicht einmal im Fall eines Missbrauchs. Auch darum gab es möglicherweise aus dem türkischen Umfeld des Anfang 2009 in Paderborn ermordeten Mädchens Kardelen keine Hinweise auf den Täter, obwohl es ein Nachbar war. Nicht weil man gegenüber den Deutschen nichts sagen wollte, sondern weil man sich nicht in die Angelegenheiten anderer einmischt.

Achtung und Liebe

Die Begriffe Achtung, *saygi,* und Liebe, *sevgi,* sind miteinander verbunden und bedingen sich gegenseitig. Den Älteren und Fremden gegenüber begegnet man mit Achtung, dafür wird man von Älteren »geliebt«, d.h. beschützt. Aber nicht aufgrund von Weisheit oder Güte erwirbt der Ältere Achtung, nicht weil man ihm mit Anstand und Höflichkeit begegnen will, sondern der Ältere hat, besonders

innerhalb der Familiengemeinschaft, ein hierarchisch verbürgtes *Recht* auf *saygi* vonseiten der Jüngeren. Insbesondere den Männern begegnet man mit Achtung, da sie als Beschützer und Hüter der Familienehre gelten.

Die Jüngeren, die den älteren Bruder aus Gründen der Achtung nicht mit seinem Namen ansprechen dürfen, sondern »Abi« zu ihm sagen, begegnen ihm mit *saygi*, d.h., sie widersprechen ihm nicht, geben ihm Geld, wenn er es verlangt, oder unterstützen ihn in seiner Arbeit. Sie bemühen sich, ihm seine Wünsche zu erfüllen, erwarten von ihm dafür aber Schutz vor Fremden. Wird der Jüngere auf dem Schulhof von einem Fremden angegriffen oder beleidigt, hat er Anspruch darauf, dass der Abi ihn gegen den Fremden verteidigt. Der Abi muss dies tun, gleich ob sein Bruder im Recht oder Unrecht ist. Macht er es nicht, könnte er sein Ansehen in der Familie und damit seine Autorität verlieren. Das ist wichtig zu wissen, wenn man Auseinandersetzungen mit Muslimen zu bestehen hat. Die Schuldfrage ist unwichtig, nur die Zusammengehörigkeit der Gruppe zählt. In einer Gruppe von Jugendlichen ist dann immer jemand der Abi oder sind plötzlich alle Abis, die Respekt und Achtung einfordern.

Die Familienangehörigen haben Anspruch auf *saygi* nach ihrem jeweiligen Titel. Der ältere Bruder von den jüngeren Geschwistern, die ältere Schwester bekommt *saygi* von den jüngeren Geschwistern, wenn sie ihre Rolle als *kücük anne* erfüllt hat, d.h. die »kleine Mutter« in der Familie war. Tante, *teyze,* ist die Schwester mütterlicherseits, Onkel, *dayi,* der Bruder der Mutter, Tante, *hala,* die Schwester vom Vater, Onkel, *amca,* ist der Bruder vom Vater – jeder von ihnen hat das Recht auf *saygi* von den jeweils Jüngeren. Stirbt der Vater, so hat der *amca* das Vorrecht, die Familie seines Bruders zu übernehmen und seine Kinder mit zu versorgen.

Auf Achtung haben auch Lehrer oder Imame ein Recht. Sie werden nicht mit dem Namen oder Titel angesprochen, sondern mit *Hodscham*, mein Meister. So zeigt der Lernende seine Untertänigkeit.

Im Beisein Älterer dürfen Jüngere nicht laut lachen und erst dann reden, wenn der Ältere den Jüngeren dazu auffordert. Meist wird der Ältere dann aus Gründen des Anstands bestätigt, Widerspruch oder eine eigene Meinung ist dem Jüngeren nicht erlaubt. Achtung

erweisen heißt für Frauen und jüngere Männer, dafür zu sorgen, dass zum Beispiel die Älteren nicht aufstehen müssen, um sich vielleicht ein Glas Wasser zu holen. Das geht so weit, dass Mädchen dazu angehalten werden zu lernen, die Wünsche der Männer zu erahnen und sie zu erfüllen, ohne dass sie ausgesprochen werden.

Die Beleidigungskultur

Männer verbringen einen großen Teil ihres Lebens mit anderen Männern im Kartenhaus, in der Moschee oder im Teehaus. Hier entscheidet sich, welches Ansehen sie genießen. Ihre »Fürsorge« für ihre Frauen und ihre Familie besteht darin, darauf zu achten, dass niemand schlecht von ihnen spricht oder die Frauen des Hausherrn gar beleidigt.

Das gilt auch für die größere Einheit der muslimischen Community, die Umma. Werden der Prophet oder der Islam durch Karikaturen »verunglimpft«, sind alle Mitglieder der Umma gehalten, die Ehre aktiv zu verteidigen. Weder Zweifel noch Kritik oder Ironie sind erlaubt – sie werden gleichgesetzt mit Gotteslästerung. So hat sich eine Beleidigungskultur entwickelt, in deren Zentrum die Verletzung der »Ehre« steht. Sie ist ein Besitz, der ständig gefährdet ist, den man verlieren und damit das »Ansehen« in der muslimischen Community einbüßen kann. Welche gewalttätigen Ausschreitungen das oft nach sich zieht, wissen wir inzwischen zur Genüge.

Fünfzig Prozent ihrer muslimischen Patientinnen, sagte mir eine türkische Frauenärztin, die in einer deutschen Großstadt praktiziert, »haben Gewalt erlebt«. Körperliche oder sexuelle Gewalt auszuüben, so glauben viele Musliminnen, sei ein Recht der Männer. Die Aufklärung und der Schutz dieser Frauen stecken noch in den Anfängen, weil in diesen Gemeinschaften eine »Schweigekultur« vorherrscht, die nichts nach außen dringen lässt. Eine Frau, die über diese Dinge spricht, bringt sich in Gefahr.

Auch bei Missbrauch wird der Mann nicht zur Verantwortung gezogen. Selten erfahren Außenstehende davon, lieber würde sich das Kind das Leben nehmen, als sich jemandem anzuvertrauen. Meist wird ein solcher Missbrauch, so haben es mir türkische Ärztinnen berichtet, anal vollzogen, damit die Töchter als »Jung-

frauen« verehelicht werden könnten. Denn sind sie das nicht mehr, ist der Vater und somit auch die Familie entehrt.

Die Herrschaft der Mütter

Für Faruk, meinen muslimischen Studenten, wurde der Muttertag zum schrecklichsten Tag des Jahres. Er war verliebt und wollte mit seiner Freundin in eine gemeinsame Wohnung ziehen und sie vielleicht einmal heiraten – zum Entsetzen seiner Eltern. Sein Vater erklärte kategorisch: »Wenn du das tust, bist du nicht mehr mein Sohn.« Faruk kümmerte das nicht sonderlich, denn von seinem Vater hatte er nichts anderes erwartet. Aber die Reaktion seiner Mutter erschütterte ihn. Als sie erfuhr, dass er ausziehen wollte, und dann noch wegen einer Deutschen und Christin, warf sie sich auf die Knie und schlug ihren Kopf vor ihm auf den Boden. Sie schrie: »Hätte ich doch Steine geboren statt deiner, hättest du Gift gesäugt statt meine Milch. Allah möge dir keinen Tag Freude schenken. Wenn du das wirklich tust, werde ich dich und deine Kinder bis ans Ende aller Tage verfluchen.«

Die bildreiche türkische Umgangssprache ist oft martialisch, und nicht immer ist ein Fluch nur so dahingesagt. Ein türkischer Psychiater meinte einmal zu mir, wenn die Flüche, die sich die Muslime jeden Tag an den Kopf werfen, Realität würden, gäbe es bald keinen Muslim mehr.

Faruk fragte mich, was er tun solle. Ich riet ihm, bei seinem Vorhaben zu bleiben, er sei für sich und sein Glück selbst verantwortlich.

Ein anderer junger Mann spielte mir in seiner Studentenbude Tonbandkassetten vor, die er von seiner Mutter zum Muttertag geschickt bekommen hatte. Darauf waren stundenlanges Weinen und Klagen zu hören. Um es gleich zu betonen – das sind Extreme. Nicht jede muslimische Mutter reagiert so, wenn die Kinder ihren eigenen Weg gehen, statt sich in die von der Familie geplante Zukunft zu fügen. Aber solche Geschichten sagen etwas aus über die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern; vor allem das Verhältnis zur Mutter hat in der muslimischen Gemeinschaft eine ganz besondere Bedeutung. Und mit ihm der Muttertag, der erst seit 1953 auch in der Türkei gefeiert wird.

Migrantenstadt Rüsselsheim

In Rüsselsheim soll ich auf Einladung des Integrationsbeauftragten die »Interkulturelle Woche« mit einem Vortrag eröffnen. Der Tag beginnt mit einiger Verspätung. Der Zug, der mich von Hildesheim in die Opelstadt bringen soll, gibt mitten auf freier Strecke seinen Geist auf. Mehr als eine flaue Entschuldigung für die »Unannehmlichkeiten« hat die Deutsche Bahn dazu nicht zu sagen.

Die Lektüre, die ich mir eingesteckt habe, macht auch keine bessere Laune. Hier breitet der Integrationsminister eines Bundeslandes seine Version der muslimischen Migration nach Deutschland aus, immer garniert mit guten Ratschlägen. Dem Islam möchte er keine besondere Verantwortung für das Verhalten seiner Gläubigen abverlangen. Ja, Probleme gebe es, aber die meisten kenne man schließlich auch aus der christlichen Vergangenheit; ja, auch arrangierte Ehen gebe es, aber doch nicht nur bei den Muslimen, sondern auch beim europäischen Hochadel. Ja, unter den muslimischen Migranten gebe es schlechte Schüler, aber doch nicht deswegen, »weil sie Muslime sind«.[46] Man kann die Realität auch durch Schönschreiben verschleiern.

Irgendwann schaffen es die öffentlichen Verkehrsmittel, mich an meinen Bestimmungsort nach Rüsselsheim zu bringen. Rüsselsheim ist Opelstadt. Rüsselsheim ist Verkehr. Gegenüber vom Bahnhof das Werkstor der Autofabrik, im Rücken die Züge und über den Köpfen die tief fliegenden Flugzeuge, die auf dem nahe gelegenen Frankfurter Großflughafen starten und landen. Gleich am Bahnhofsvorplatz begrüßt eine überlebensgroße Bronzestatue von Adam Opel die Besucher. Die Stadt ist aufgeräumt, hat eine lange Fußgängerzone, parallel fließt der Main, dessen Uferweg zum Fahrradfahren oder Spaziergang einlädt. Die Stadt hat 60 000 Einwohner, über 15 000 arbeiten (noch) bei Opel, und ebenso viele ausländische Bürger leben in der Stadt. Rüsselsheim ist nicht nur Opelstadt, sondern auch Migrantenstadt. Menschen aus über 100 Nationen leben hier, verkündet stolz die Website der Stadt. Es gibt einen Ausländerbeirat, ein Integrationsprogramm, zahlreiche Islamvereine und ein halbes Dutzend Moscheen, denn die meisten ausländischen Mitbürger sind muslimische Migranten.

Für einen Moscheebesuch reicht die Zeit nicht, ich muss in die örtliche Buchhandlung. Ein kleiner Mann mit Bart und Schalvar, den bei Islamisten beliebten Pumphosen, wartet im Hintergrund, während ich Bücher signiere, und kommt auf mich zu, als der Platz vor meinem Tisch frei wird. Wie ich dazu komme, solche Lügen über den Islam zu verbreiten, raunzt er mich ohne jede Vorwarnung an, wobei er mit einer verächtlichen Handbewegung auf den Stapel meiner Bücher deutet.

Ich frage, was denn darin gelogen sei. Ich sei Soziologin, keine Theologin und würde andere Bücher schreiben als die gläubigen Muslime, denn ich hätte eine andere Aufgabe.

»Wer hat Ihnen das erlaubt?«, will er wissen.

»Ich brauche keine Genehmigung«, sage ich und frage ihn: »Stimmt es, dass im Koran steht, dass Frauen zu steinigen sind, wenn sie sich mit fremden Männern treffen?«

Er regt sich auf: »Natürlich, die Frauen müssen auch gesteinigt werden. Das ist *fitna*, Unzucht.«

»Was geht es Sie an, was fremde Frauen tun oder nicht tun?«, frage ich ihn.

Er beginnt zu lamentieren. Er sei kein egoistischer Mensch, er interessiere sich für seine Gemeinschaft, ihm sei es nicht egal, wie die Frauen lebten.

»Wenn Sie nicht egoistisch sind, warum helfen Sie dann nicht bedürftigen Frauen in Afrika oder in armen islamischen Ländern? Hier müssen Frauen nicht leiden, wir leben in einem modernen Staat, der sich um seine Bürger kümmert.«

»Deutschland ist ein armes Land«, sagt er. »Hier glaubt man, tun zu dürfen, was man will«, klagt er. »Meine Aufgabe ist es, hier zu leben und dafür zu sorgen, dass Frauen wie Sie und andere bestraft werden. Auch Sie werden bald Ihre Strafe bekommen«, droht er mir zum Abschied, dreht sich um und verlässt den Laden.

Die »Interkulturelle Woche« wird im Rathaus eröffnet. Die Stadträtin versucht, die Anwesenden behutsam auf meinen Vortrag einzustimmen. Vielleicht werde nicht alles, was ich sage, ungeteilte Zustimmung finden. Ich spreche über »Freiheit und Verantwortung«; den Vortrag habe ich so ähnlich auch am Vortag gehalten, und es gab anschließend eine spannende Diskussion.

Heute sind die Hälfte der etwa fünfzig Zuhörer Muslime, die meisten Türken. Einige gehören dem Ausländerbeirat der Stadt an. Ich spreche über die auf Ehre und Respekt ausgerichteten Familienstrukturen, bei denen es vorkommt, dass bei Abwesenheit der Väter zwölfjährige Jungen das Familienoberhaupt spielen und das Portemonnaie in der Hand halten, wenn sie ihre Mütter zum Einkaufen begleiten. Die Männer im Saal empören sich. So etwas gebe es nicht. Ich würde sie beleidigen, ihren Islam falsch übersetzen, er sei »Frieden« und nicht Hingabe.

»Wollen Sie uns etwa sagen, dass wir nicht nach Allahs Gesetzen leben sollen?«, ereifert sich ein Mann und springt von seinem Stuhl auf. »Allahs Gesetz steht höher als andere Gesetze!«

»Mein Herr«, antworte ich ihm, »Sie befinden sich hier in einem Raum, in dem das Stadtparlament tagt. Hier werden Gesetze beschlossen, nach denen auch Sie sich zu richten haben. So ist das in einer Demokratie!«

Als ich wenig später auf Schleier und Kopftuch zu sprechen komme, kann der Mann sich kaum noch beherrschen. »Meine Frau ist kein Ausstellungsstück für fremde Männer, sie soll nicht draußen herumlaufen, damit andere sie begaffen können«, meint dieser muslimische Pascha außer sich vor Wut. Er ist als Asylsuchender nach Deutschland gekommen und im Ausländerbeirat aktiv. Neben ihm sitzt sein etwa zehn Jahre alter Sohn. Seine Frau, so wird mir später hinter vorgehaltener Hand zugeraunt, schließe er zu Hause immer ein, wenn er die Wohnung verlasse.

Ein anderer türkischer Mann ist ebenfalls ganz in seinem Element. »Du redest darüber, dass *unsere* Frauen Sexualobjekte sind? Hier laufen überall Frauen herum, die sind Sexobjekte ...«

Die meisten deutschen Zuhörer sind inzwischen verstummt. Vielleicht erleben sie ihre »lieben ausländischen Mitbürger« zum ersten Mal so. Eine evangelische Pastorin fühlt sich aufgerufen, den Migranten zur Seite zu springen, schließlich sei einiges auch in der Kirche schiefgelaufen. Ihr Mann weiß es einfach besser. »Sie haben ja keine Ahnung«, bescheinigt er mir.

Da aber erntet er Widerspruch. Eine türkische Frau neben ihm steht auf und meint, ich sei noch höflich in meiner Schilderung der Probleme gewesen, die Realität sähe viel krasser aus.

Jetzt beginnt, was ich schon von anderen Veranstaltungen kenne. Eine Frau aus Tunesien wendet ein, ich würde verallgemeinern, in ihrem Land kenne man die von mir geschilderten Probleme nicht. Vielleicht gäbe es sie in der Türkei, Tunesien aber sei ein demokratisches Land, wo die Frauen Freiheiten hätten.

Als ich sie darauf hinweise, dass weder Tunesien noch ein anderes durch den Islam bestimmtes Land demokratisch sei und dass in Ägypten 95 Prozent der Frauen beschnitten sind, hält es die muslimischen Männer nicht mehr auf ihren Stühlen. »Alles Lüge«, schreien sie jetzt wild durcheinander.

Die Stadträtin bittet um Ruhe. Aber mit der ist es in der Migrantenstadt Rüsselsheim erst einmal vorbei.

Missionierung durch Steine

Im Grundsatz bestreitet niemand den Muslimen das Recht, in Deutschland Moscheen zu bauen. Die vielerorts geäußerte Befürchtung besteht darin, dass diese Moscheen nicht nur Gebetsräume sind, sondern zu Fixpunkten einer Gegengesellschaft werden. Man weiß nicht, was dort gepredigt und praktiziert wird. Anstoß erregt immer wieder die mangelnde Transparenz und Offenheit der Konzepte und der Finanzierung zahlreicher Moscheeprojekte, die in den letzten Jahren betrieben wurden oder derzeit in Planung sind.

Die muslimischen Verbände und Vereinigungen behaupten, dass das Geld dafür überwiegend durch private Spenden der Gläubigen aufgebracht werde. Misstrauen gegenüber einer solchen Aussage ist durchaus angebracht, zumal es sich beim Bau einer Moschee meist auch um die Errichtung und den Betrieb eines islamischen Geschäftszentrums mit einer Vielzahl von Vereinen, Initiativen und Unternehmen handelt. Hier sind Verschleierungen und Zahlenschiebereien leicht möglich, Transparenz könnte nur hergestellt werden, wenn alles offen auf den Tisch gelegt würde. Daran aber mangelt es.

Über 150 große Moscheeprojekte verschiedener Islamrichtungen sind 2010 in Planung. Genauere Zahlen lassen sich nicht ermitteln, weil die Moscheevereine sich in diesen Fragen nicht koordinieren, auch nicht offen informieren. Der für diese Bauvorhaben

Unsere Verantwortung

Wir Muslime müssen damit beginnen, die Gewissheiten der Religion kritisch zu hinterfragen. Die Historisierung der Schriften und der Überlieferungen von Koran und Sunna ist zwingend, wenn der spirituelle Kern ihrer Botschaft herausgearbeitet werden soll. Es geht nicht an, sich im 21. Jahrhundert auf Wahrheiten und Worte aus dem 7. bis 10. Jahrhundert zu berufen, wenn die materiellen Bedingungen, unter denen diese entstanden sind, sich längst tief greifend verändert haben. Wir Muslime müssen uns endlich einem theologisch-historischen Diskurs stellen, uns darüber klar werden, was »System« und was »Botschaft« ist.

Wir Muslime müssen uns vorbehaltlos der eigenen Geschichte unserer Religion stellen. Selbst Mohammed und die ihm folgenden Kalifen haben Verbrechen begangen. Eroberungen, Sklaverei, Unterdrückung und Kriege sind Teil der Weltgeschichte, und Muslime haben ihren besonderen Anteil daran. Wir können nicht so tun, als hätte das mit »dem Islam« nichts zu tun.

Eine Gemeinschaft, die sich gegen das freie Wort wehrt, bleibt in einer Art Bewusstseinsgefängnis stecken. Was Alexander und Margarete Mitscherlich mit Blick auf die Verdrängung der während des Dritten Reiches begangenen Verbrechen schrieben, gilt auch für die islamische Gesellschaft von heute: »Die Getöteten können wir nicht zum Leben erwecken. Solange es uns aber nicht gelingen mag, uns den Lebenden gegenüber aus den Vorurteilsstereotypen unserer Geschichte zu lösen ... werden wir an unserem psychosozialen Immobilismus wie an eine Krankheit mit schweren Lähmungserscheinungen gekettet bleiben.«[156] Für mich liegt in diesem »psychosozialen Immobilismus« eine der Wurzeln für die vielen Widersprüche, denen ich bei Vertretern der Muslime begegne.

Wir Muslime müssen den Zweifel zulassen und die Philosophie wieder in ihre Funktion als kritischen Dialogpartner der Religion einsetzen. Die westliche Zivilisation hat trotz vieler Fehler und Katastrophen gezeigt, wie sich ein Mit- und Füreinander entwickeln, welch gestaltende Kraft eine demokratische Gesellschaft entfalten kann.

Wir Muslime müssen uns von den Wächtern des Islam, von den Vorbetern, den Vätern und Übervätern, Abis und Vormündern befreien. Wir müssen Selbstverantwortung übernehmen, uns als Individuen begreifen und Freiheit lernen und aushalten. Für Sigmund Freud hält die Religion die Triebe unter Kontrolle und »verwaltet« die Schuldhaftigkeit des Menschen. Die islamische Lehre versucht, durch die Umma als »Über-Ich« das triebhafte »Es« des Menschen unter Kontrolle zu halten. Wichtig für einen modernen Menschen ist es aber, das »Ich« zu entwickeln. In der islamischen Gemeinschaft ist der Mensch ein Sozialwesen, hat keine Ich-Identität, sondern ist Teil der Gemeinschaft. Mit Gruppenidentität allein ist in der modernen Gesellschaft kein Staat zu machen. Die demokratische Zivilgesellschaft braucht den Bürger, den seiner politischen Verantwortung bewussten »Citoyen«, wie Bassam Tibi sagt. Wir Muslime müssen lernen, ein »Ich« zu sein. Und das zu akzeptieren. Das hat nichts mit Vereinzelung oder Egoismus zu tun, sondern ist der Weg aus Unfreiheit und Bevormundung. Einen anderen gibt es nicht.

Muslime sind Teil der Gesellschaft, sie haben dieselben Rechte und Pflichten wie jeder andere Bürger. Jeder Muslim hat das Recht zu glauben, was er will. Muslime sollen in schönen Moscheen beten können, sooft sie möchten, solange andere dabei nicht bevormundet, beschränkt oder diskriminiert werden. Dazu gehört, dass Moscheen öffentliche Orte sind, die Männern wie Frauen gleichermaßen offenstehen, und in ihnen nicht eine andere Gesellschaftsordnung oder ein eigenes Rechtssystem propagiert wird. Es gilt der Grundsatz, dass Religion Teil der Freiheit ist und nicht über ihr steht.

Für mich gibt es ein Recht auf Kindheit. Jedes Kind, ganz gleich welcher Nation, Glaubens oder Herkunft, hat ein Recht auf Betreuung und Fürsorge, auf Nahrung, Wohnung, Bildung, Unversehrtheit der Person, Freiheit auch von religiöser Bevormundung. Auch muslimische Organisationen sollten verpflichtet werden, die Rechte der Kinder gegenüber ihren Eltern geltend zu machen und nicht Eltern zulasten des Kindes in der Abgrenzung gegen die hiesige Gesellschaft zu bestärken.

Wir Musliminnen müssen uns frei und ohne Bevormundung

durch Männer oder durch die Familie entscheiden können, welchen Weg unser Leben nehmen soll, ob, wen und wann wir heiraten, ob wir berufstätig werden, Kinder bekommen oder ein Kopftuch tragen wollen.

Wir müssen lernen, an Allah durch persönliche Gewissheit zu glauben, ihm durch Verantwortung für das eigene Leben zu dienen, demütig und für die Gemeinschaft da zu sein und im Übrigen wie jeder andere Bürger an der demokratischen Gestaltung dieses Landes teilzuhaben. Was wäre das für eine Religion, für die alles mit einem Stück Stoff steht und fällt!

Karl Marx hat Religion als »Opium des Volkes« bezeichnet. Er und Friedrich Engels haben den Ursprung der Religion treffend beschrieben: »Der Mensch macht die Religion«, so weit stimme ich zu, nicht aber dem zweiten Teil ihres Satzes: »aber, die Religion macht nicht den Menschen«. Die Wechselwirkung haben die beiden dann doch falsch eingeschätzt. Ihr kommunistisches Manifest galt lange als das Glaubensbekenntnis einer materialistischen Weltanschauung. Heute ist es ein Stück Literatur. Es sei mir deshalb erlaubt, den Schlusssatz dieses Manifestes für die Muslime neu zu formulieren:

Muslime aller Länder, bekennt euch zum Ich,
ihr habt nichts zu verlieren außer der Scharia.